



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Blümner, Hugo: Die Mode im alten Griechenland. (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Mode im alten Griechenland.

Von Hugo Blümner.

(Schluß.)



leichzeitig damit, daß die Größe des Bausches auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt und die durch denselben gebildete Linie in harmonisches Verhältnis zur Linie des Überschlages gesetzt wird, schwindet auch eine andre Eigentümlichkeit der älteren Tracht, welche jedem, der einmal altertümliche Bildwerke in Skulptur oder Malerei gesehen hat, aufgefallen sein wird: der Brauch nämlich, die unteren, herabhängenden Ränder der Kleider, am Überschlag vornehmlich, aber auch am eigentlichen Chiton selbst, in großen Ecken auszuschnneiden und längs der Seiten der durch diese Einschnitte entstandenen Winkel lauter kleine regelmäßige Zickzackfalten hervorzubringen, welche sicherlich, worin ich Böhlau vollkommen beistimmen muß, nur durch künstliche Mittel, als Brenneisen, Stärken, Pressen und Aufnähen, zu erzielen waren. Man darf diese ganz symmetrisch fallenden, mit peinlicher Sorgfalt einander korrespondirende Faltenzüge in den Bildwerken sicherlich nicht bloß als eine Folge des archaischen Kunststiles, welcher darin von der wirklichen Tracht sich entfernt oder dieselbe in übertrieben zierlicher Weise zum Ausdruck gebracht hätte, betrachten; hier haben wir offenbar Nachahmung einer gar mühselig und kunstvoll gefalteten, gesteiften und geplätteten Garderobe, was umso mehr durch die Beobachtung bestätigt wird, daß diese regelmäßigen Falten ganz vornehmlich an denjenigen Teilen der Kleidung hervortreten, welche man als leinene, demnach zum Stärken geeignete zu betrachten hat, dagegen viel weniger oder auch garnicht an den Teilen, welche durch die ganze Behandlungsweise sich als Wollstoffe kennzeichnen. Es ist schwerlich zu weit gegangen, wenn Böhlau (der im übrigen in seiner Darstellung des Wechsels der Mode von meiner Auffassung meist sehr wesentlich abweicht) auf Grund einiger Denkmäler annimmt, daß bisweilen solche künstliche Falten sogar direkt besonders gearbeitet und dem Gewande aufgenäht worden sind.

Zu der im vorhergehenden beschriebenen Tracht treten nun selbstverständlich ebenfalls noch Oberkleider oder mantelartige Kleidungsstücke hinzu. Die Art, diesen Mantel zu tragen, ist aber wiederum sehr mannichfaltig. Zunächst wird er häufig ganz in der oben beschriebenen Weise als Umschlagetuch behandelt, sodasß zwei Zipfel vorn über die Schultern herabfallen, und zwar ent-

weder so, daß das Tuch dabei den ganzen Rücken bedeckt und hinten noch weiter herabfällt, oder so, daß es, ähnlich einem Shawl oder einer sogenannten Scharpe, mehrfach zusammengelegt, bloß um einen Teil des Rückens gelegt wird und demnach auch in mehrfachen Lagen über die Arme nach vorn fällt. Zweitens ist sehr gewöhnlich die später allgemeine Art des Umlegens, wobei das Himation vom Rücken her mit dem einen Ende über die linke Schulter gelegt und mit dem an den Körper gepreßten linken Arme festgehalten wird; darauf wird das Tuch in ganzer Breite über den Rücken hinweggezogen und auf der rechten Seite wieder nach vorn geführt: entweder über die rechte Schulter und den rechten Arm hinweg oder unter der rechten Achsel hindurch, sodaß der rechte Arm und die Schulter frei bleiben. Schließlich wird dann das so nach vorn geführte Ende quer über den Leib geschlagen und wieder über die linke Schulter nach hinten geworfen, sodaß der zuerst über diese Schulter geworfene Zipfel nunmehr durch die Last des letzten, darüber gelegten Endes (in der Regel wird das Gewicht dieser Zipfel noch durch eingenähte kleine Thon- oder Bleifugeln erhöht) vollständig festgehalten wird. Eine dritte Art, das Himation umzulegen, ist die, daß es von der rechten Schulter quer über die Brust zur linken Hüfte herabgeht, wobei die linke Brust frei bleibt und die Zipfel an der rechten Seite des Körpers herabhängen. Böhlau nimmt an, daß hierbei häufig das Himation auf der Schulter durch Nadeln festgehalten oder auch zusammengenäht gewesen sei. Es ist dies jedenfalls auch in gewissen Fällen zuzugeben, dagegen möchte ich seine weitere Behauptung, daß das Himation ursprünglich überhaupt kein zum bloßen Umwerfen, sondern ein zum Festnadeln bestimmtes Gewand gewesen sei, doch bezweifeln.

Die oben beschriebene Tracht des Chitons, welcher durch Gürtung und Nadelung Bausch und Überschlag bildet, nebst dem darüber geworfenen Himation, bleibt auch in der Folgezeit bestehen und scheint sich in der griechischen Tracht sehr lange erhalten zu haben. Selbstverständlich ist sie aber niemals die alleinige gewesen. Teils behielt man zwar ihre Form bei, machte sich aber die Kleidung selbst etwas bequemer, indem man den Überschlag wiederum, wie wir es schon früher gefunden haben, als besondres, für sich anzulegendes Kleidungsstück arbeitete; teils wählte man überhaupt auch wieder Kleidungsstücke von andern Schnitt oder veränderte die Art, sie zu tragen, wofür die späteren Vasenbilder, namentlich auch unteritalischer Fundorte, zahlreiche Belege liefern. Auch in der Folgezeit kommt es nicht selten vor, daß der Überschlag so lang gezogen wird, daß er unterhalb des Gürtels liegt, und daß der Bausch entweder ganz fehlt oder, wenn er angebracht wird, oberhalb des Überschlag-Endes zu liegen kommt, statt wie bei der klassischen attischen Tracht, unterhalb desselben. Die Gürtung fehlt mitunter ganz, in andern Fällen liegt sie nicht, wie die Natur es mit sich bringt, unmittelbar über den Hüften, sondern (ähnlich wie zur Zeit des Empire) dicht unter der Brust. Auch das mit genähten Ärmeln versehene Gewand

tritt wieder auf; entweder so, daß es mit dem Untergewande zusammenhängt, oder so, daß es besonders als ein nur Oberkörper und Leib bedeckendes Überkleid gearbeitet ist, welches rings eingeschlossen und an den durch Knöpfe geschlossenen Ärmeln behufs Anziehens zu öffnen war. Dagegen wird es auch in der späteren Zeit niemals Mode, genähte Kleider so einzurichten, daß sie vorn auf der Brust geschlossen werden; darin bleibt sich die griechische Tracht getreu, daß sie fast regelmäßig den Busen mit einer einheitlichen, durch keine Naht oder Verschuß geteilte Kleidfläche bedeckt. Nur die ältere Tracht, welche auch am Unterkleide Längsstreifen bis zu den Füßen herabführt, kennt ebensolche Streifen zwischen den Brüsten; wo dergleichen aber sich später findet, kann man es, vielleicht einige Ausnahmen abgerechnet, als Nachahmung archaischer Tracht ansehen. Nationale Eigentümlichkeiten können wir aber in der Frauentracht der späteren Zeit nicht mehr verfolgen, obgleich es sicher ist, daß solche auch weiterhin sich noch erhalten haben.

Bei weitem geringer sind die Veränderungen, welche die männliche Tracht im Laufe der Jahrhunderte in Griechenland durchgemacht hat. In der heroischen Zeit ist die übliche Tracht der um die Hüften gegürtete Chiton und die den Mantel, das spätere Himation, bedeutende Chlaena. Der Chiton wird teils kurz, teils lang, bis zu den Füßen reichend, getragen. Den langen Chiton trugen, wie das Helbig a. a. O. aus zahlreichen Beispielen nachweist, vornehmlich Männer vorgerückten Alters und vornehmen Standes; er ist Pracht- und Festgewand, und keineswegs bloß speziell ionisch, wie vielfach geglaubt wird, sondern auch bei den Doriern in Gebrauch. Die Bedeutung als Festkleid hat der lange Chiton auch später noch beibehalten: Priester, Kitharoden, Flötenbläser, Wagenlenker in heiligen Spielen u. s. w. trugen ihn selbst in klassischer Zeit, und ebenso ist er die stehende Tracht der tragischen Schauspieler geworden. Sonst aber ist die gewöhnliche Tracht, namentlich wo es gilt, sich frei und ungehindert zu bewegen, wie im Kriege, auf der Jagd, bei Handwerkerarbeit u. s. w., der kurze Chiton. Über den Schnitt der älteren Männertracht werden wir allerdings durch Homer nicht unterrichtet; dafür treten hier wieder die Vasenbilder zum Ersatz ein. Wir ersehen daraus, daß wie bei der weiblichen Tracht die ältere Mode keine weiten, faltigen Gewänder, sondern nur schmale, enganliegende kennt. Der kurze Chiton liegt ganz knapp, fast trikotartig, dem Körper an (Helbig, S. 129); der lange Chiton fällt wie in der Frauentracht senkrecht herab, während für den Oberleib allerdings jene Sachen, welche wir oben kennen gelernt haben, bei der männlichen Tracht nicht vorkommen, sondern am Oberkörper ebenfalls der Chiton eng an den Körper sich anlegt. Da das Himation von den Männern ebenso straff und faltenlos und auch ganz in demselben Wurf umgelegt wird, wie von den Frauen, so sind auf den älteren Denkmälern die Männer, wenn sie das Himation tragen, oft von den Frauen der Tracht nach garnicht zu unterscheiden. Darüber, wie dieser ältere Chiton angelegt war,

lassen die Vasenbilder kein sicheres Urtheil zu; soviel ist sicher, daß er nicht bloß durch Nadeln befestigt werden konnte, sondern nach bestimmtem Schnitt zusammen-genäht sein mußte.

Der Gebrauch des kurzen Chitons für jüngere Männer, des langen für ältere und bei besonders festlichen Anlässen bleibt auch in der Folgezeit noch bestehen; nur wird der Chiton weiter und faltenreicher, erscheint bald mit kurzen Ärmeln, bald ohne solche, oder auch in der Form der auf der einen Schulter gelösten, die Brust halb frei lassenden *Exomis*; dazu treten dann ferner jene durch künstliche Stärkung und Bügelung hergestellten regelmäßigen Zickzack-falten, welche wir schon in der Frauentracht kennen gelernt haben und welche die zierliche Mode der damaligen Zeit auch der Männertracht nicht ersparte. Immerhin ist nicht entfernt von jener Mannichfaltigkeit und dem verhältnismäßig schnellen Wechsel in der Mode der Männerkleidung die Rede, wie das bei der weiblichen der Fall ist. Nach dem Zeugnis des Thukydides an einer bekannten Stelle (I, 6) kam die Mode des langen Chitons in Athen erst im fünften Jahr-hundert v. Chr. ab; ältere Männer aus den wohlhabenderen Ständen trugen noch bis kurz vor Thukydides' Zeit den langen Chiton und die altertümliche Haartracht (über welche später); und die Sitte, durchweg die gleiche maßvolle Tracht, d. h. einen kurzen Chiton, anzulegen, soll zuerst in Lakädämon auf-gekommen sein. Auf einen Wechsel in der Tracht hat man aus den Worten des Thukydides nicht gerade zu schließen; sie besagt nichts andres, als daß, während früher langer und kurzer Chiton (welche sich vermutlich nicht durch den Schnitt des obern Theiles, sondern nur durch Länge und Stoff unter-schieden, indem der lange linnen, der kurze von Wolle war) neben einander getragen wurden, später der kurze Chiton der allgemein übliche wurde. Wo wir seitdem Männer oder Jünglinge im bloßen Chiton dargestellt sehen, ist es denn auch überall der kurze; und dazu tritt dann für die Straßentracht das *Himation*, welches in jener Weise umgelegt wird, wie wir es von da ab immer finden, d. h. von der linken Schulter über den Rücken nach vorn herüberge-zogen. Nur ist zu bemerken, daß hinsichtlich der Männertracht die Vasenbilder uns weniger Aufschluß geben als über die Frauentracht; denn während diese offenbar meistens, wenn auch keineswegs durchweg, im Anschluß an die Wirk-lichkeit und zumal in älterer Zeit an die jeweiligen herrschende Mode gegeben wird, bürgert sich bei den Männern auf den Bildwerken eine Art von Ideal-tracht ein, welche in vielen Fällen der Wirklichkeit garnicht entsprach. So wird es z. B. ganz allgemein, daß Epheben auf Kunstwerken in der bloßen *Chlamys*, dem (ursprünglich thessalischen) Reifemantel, ohne jedes Untergewand erscheinen, während doch im Leben niemand so einherging, sondern unter der *Chlamys* den Chiton trug; ebenso finden wir häufig Männer ohne Chiton im bloßen *Himation*, was gleichfalls im Leben zwar nicht unerhört, aber auf alle Fälle selten war.

Weniger gut als im Schnitt läßt sich der Wechsel der Mode auf den Bildwerken in Bezug auf Farben, Muster und Stoffe verfolgen. Ob gewisse Farben vorübergehend besonders beliebt gewesen seien, können wir aus den monumentalen Quellen selbstverständlich gar nicht entnehmen, und auch die literarischen geben uns darüber keinen Aufschluß. Was die Muster anlangt, so treten hier allerdings wiederum die Vasenbilder als Zeugen ein. Wir ersehen daraus, daß vornehmlich die ältere Zeit bunt gemusterte Stoffe, entweder mit rein ornamentalem oder auch mit figürlichem Muster, sehr liebt. Ganze figurenreiche Szenen, in Buntwirkerei oder Stickerei hergestellt, werden zur Kleidung benutzt, wobei ebenso, wie die Dekoration an Gefäßen und andern Geräten der ältern Kunst, die Anordnung in Reihen bevorzugt wird. Es begreift sich dies übrigens, wenn man erwägt und auch an den Darstellungen selbst beobachtet, daß eben jene alte Kleidertracht den Faltenwurf wenig oder gar nicht kennt; da sowohl der Chiton als der Mantel ganz straff um den Körper herumgelegt sind, so können auch die figürlichen Szenen vollständig dabei zur Entfaltung kommen und ohne Entstellung durch Falten oder Brüche gesehen werden. Auch die rein ornamentalen Muster sind sehr häufig und zeigen große Mannichfaltigkeit und Abwechslung, dagegen nur selten wirklich schöne Motive; besonders beliebt sind Schachbrett- und Kautenmuster. Mit der Veränderung der Tracht wird auch der Gebrauch der gemusterten Stoffe ein anderer. Für religiöse Gewänder, für Kultus-, Fest- und Schauspielertracht behält man zwar die buntgestickten Stoffe bei; dagegen nimmt die Musterung im gewöhnlichen Leben nicht bloß bei der männlichen, sondern auch bei der Frauentracht mehr und mehr ab oder wird, gegenüber der reichen, die eigentliche Grundfarbe des Kleides fast ganz verdeckenden Hülle der Ornamente in der älteren Mode, auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt. Es gilt das namentlich (vergl. Helbig a. a. D. S. 153) von dem in freien Falten brechenden Chiton, während die wenig oder gar keine Falten werfenden, der ältern Bekleidungsweise sich nähernden Chitone, denen wir mitunter auch später noch auf Vasen begegnen, ein energischeres Muster aufweisen. Das gleiche gilt von den Himatien, welche auch später noch, als man sie nicht mehr brettartig steif wirkte und faltenlos über den Rücken hängen ließ, sondern in reicherm Wurf sich umlegte, auch in klassischer Zeit häufig mit reicher Wirkerei verziert waren, was Helbig gewiß mit Recht darauf zurückführt, daß mantelartige Kleidungsstücke in loserer Beziehung zu dem Körper stehen, und demnach die Beifügung eines den Eindruck der Formen abschwächenden Musters minder störend wirkt als beim Chiton. Immerhin sind auch solche buntgemusterte Mäntel jedenfalls Ausnahmen und Luxuskleider gewesen; die Mode der besten Zeit zeigt auch darin ihren klassischen Schönheitssinn; daß sie Chiton und Mantel wesentlich aus einfarbigen Stoffen herstellt und dafür an den Säumen und Borten Ornamente, welche meist von außerordentlicher Schönheit und dabei edler Einfachheit sind, anbringt; diese

wirken hier nicht nur nicht störend, sondern tragen sogar in ausgezeichnete Weise dazu bei, die Tracht als etwas selbständiges hervortreten zu lassen, ohne daß die Deutlichkeit der Körperformen darunter litte. Im vierten Jahrhundert v. Chr. fängt jedoch allmählich auch auf diesem Gebiete bereits wieder der Verfall an, und seit der Zeit Alexanders des Großen wird auch bei rein hellenischer Tracht reiche Musterung, namentlich auch mit figurlichen Darstellungen, immer allgemeiner; besonders unteritalische Vasengemälde zeigen darin große Üppigkeit. Es fehlt nicht an Beispielen unter den Denkmälern, welche uns das Ungereimte, Unästhetische dieser Mode erkennen lassen; die reichen Muster verleihen der ganzen Figur etwas unruhiges, die Körperformen treten unter dem Gewande vollständig zurück, und wenn sich bei figurenreichen Ranten oder Kleiderstoffen durch den Faltenwurf die Darstellungen verschieben oder übereinander legen, so entstehen nicht selten ganz monströse Bildungen.

Was endlich den Stoff anlangt, so haben wir schon angeführt, daß in der Frauentracht bei dem von Herodot bezeugten Wechsel der Kleidung der *linene Chiton* eingeführt wurde, ohne daß jedoch deshalb der Gebrauch wollener Stoffe abgekommen wäre, bei den Männern dagegen mit Abnahme der langen *Chitone* der wollene mehr allgemein wurde. Die ältere Kunst zeigt jedoch, nachdem einmal die enganliegende Kleidertracht der ältesten Zeit abgekommen war, in der Regel zwei Bekleidungsstoffe, einen feine und flache Falten werfenden und einen, welcher mehr in großen und tiefen Falten bricht. Man kann nicht überall mit Bestimmtheit behaupten, daß das zwei verschiedene Stoffe, jener Wolle, dieser Leinwand sei; oft hat es sogar den Anschein, als seien nur zweierlei Qualitäten desselben Materials, eine feinere, dünnere und eine gröbere, dickere damit gemeint. Doch erweisen die häufige Anwendung der Leinwand die gerade in der ältern Kunst so gewöhnlichen, regelmäßigen Zickzackfalten, die wir oben besprochen haben und die wesentlich nur im Linnenstoff durch künstliche Mittel hervorgebracht werden konnten. Wenn wir in den archaischen Denkmälern sehr oft auf durchsichtige Gewänder stoßen, welche die Formen des Körpers vollständig durchschimmern lassen, so sind wir deshalb doch schwerlich berechtigt, einen sehr verbreiteten Gebrauch wirklich durchsichtiger Gewänder für jene Zeit vorauszusetzen. Wenn auch schon damals solche dünne Stoffe im Gebrauch sein mochten, so beruht ihre so ausgedehnte Verwendung in den Vasengemälden doch wohl mehr darauf, daß die Maler in ihrem Unvermögen, Formen und Bewegungen des Körpers auch in der Gewandung hervortreten zu lassen, andererseits aber doch in dem Bestreben, dieselben nicht ganz und gar durch die Gewandung zu verdecken, eben dies als Auskunftsmittel wählten, daß sie die Körperformen durch den Kleiderstoff durchschimmern ließen. In der Tracht der *Hetären* waren freilich diese musselinartigen Gewebe immer beliebt; eine anständige Frau machte davon höchstens für Unterkleider Gebrauch. Daß aber auch da die Mode mitsprechen möchte, können wir daraus schließen, daß die

durch ihre Feinheit und Durchsichtigkeit besonders berühmten Stoffe aus den Webereien der Insel Amorgos offenbar nur vorübergehend, in der Zeit der ältern attischen Komödie, besonders beliebt waren; spätere Erwähnungen dieser Stoffe scheinen fast durchweg mehr gelehrte Anspielungen, als der thatsächlichen Wirklichkeit entnommen zu sein.

Während nun in der Kleidung uns die Denkmäler einen weit reicheren Aufschluß über den Wechsel der Mode gewähren als die schriftlichen Nachrichten, liegt die Sache umgekehrt beim Schuhwerk. Denn obgleich die Männer im Hause meist unbeschuht zu gehen pflegten und bei den Frauen die Sandalen wohl das ganze Altertum hindurch wenigstens für das Haus die herrschende Tracht geworden zu sein scheinen, so zeigen uns doch die zahlreichen bei den Schriftstellern erhaltenen Benennungen des Schuhwerkes, daß die Mode gerade in diesem Teile der Tracht ganz besonders veränderlich war. Nach den Perserkriegen waren Schuhe nach persischem Schnitt in Mode; gleichzeitig finden wir lakonisches Schuhwerk auch in Attika im Gebrauch. Später kommen rhodische, thessalische, böotische, argivische, sithyonische, amykläische Schuhe auf, wobei es sich jedenfalls immer mehr um Schnitt und Art, als um den Fabrikationsort handelte. Freilich können wir den Gebrauch dieser verschiedenen Gattungen nicht chronologisch verfolgen, dafür reichen die Schriftquellen nicht aus, aber es ist wahrscheinlich, daß die von irgendwelcher Stadt oder Landschaft ausgehende Schuhtracht sich für längere oder kürzere Zeit auch weiterhin Geltung zu verschaffen wußte und ebenso „in die Mode kam,“ wie das andererseits mit Schuhen der Fall ist, welche einzelne Männer von Bedeutung, wie Alkibiades, Sphikrates u. a., aufbrachten und welche nach diesen ihren Erfindern benannt wurden. Diese reiche Mannichfaltigkeit der Fußbekleidungen können wir aus den Denkmälern nicht illustrieren, obgleich es auch auf diesen nicht an Abwechslung fehlt.

Ob man bei den Schmucksachen, bei denen gewisse Unterschiede der früheren gegen die späteren Zeiten vereinzelt zu beobachten sind, obgleich das Material zu einer vollständigen Beurteilung derselben nicht ausreicht, ebenfalls von einem Wechsel der Mode sprechen darf, oder ob man hier nicht vielmehr gerade da, wie beim Mobiliar und Gerät, von einer stilistischen Entwicklung zu sprechen hat, kann fraglich erscheinen; indessen ist letzteres jedenfalls viel begründeter. Bei uns unterliegt gegenwärtig der Schmuck ganz und gar der Mode, d. h. seine Form wird nicht bestimmt durch die natürliche Beschaffenheit des Goldes als Substrat und durch die Entwicklung des Goldstiles im Zusammenhange mit den übrigen dekorativen Künsten, sondern sie unterliegt jetzt wesentlich dem Belieben oder besser der Willkür und größeren oder geringeren Erfindungsgabe der Goldarbeiter, ganz ebenso wie heute die Kleidermoden mehr ein Produkt der Fabrikanten von Kleiderstoffen und der Schneider sind als das einer selbständigen und naturgemäßen Entwicklung. Wir übergehen daher hier das Ka-

pitel der Schmucksachen, um uns schließlich der Haartracht zuzuwenden, bei welcher wiederum in viel höherem Maße von wirklicher Mode die Rede ist.

Auffallenderweise sind es hier nicht, wie bei der Kleidung die Frauen, die da in erster Linie in Betracht kommen, sondern die Männer. Zwar haben die Frauen zu allen Zeiten einen großen Reichtum an Haararrangements gekannt, und auch hierbei ist die Mode von bedeutendem Einfluß gewesen; aber dieser Einfluß der Mode fällt uns in den älteren Jahrhunderten der griechischen Kultur bei der Haartracht der Männer viel stärker auf als bei der der Frauen, weil bei letzterer künstliche Haarmoden uns nicht verwunderlich erscheinen, während sie uns bei jenen einigermaßen befremden.

Daß in der heroischen Zeit volles Lockenhaar den Schmuck des Mannes ausmachte, darauf deuten neben dem so beliebten Epitheton der „hauptumlockten Achäer“ manche Stellen des Epos hin; verschiedene Andeutungen scheinen des weiteren auch dafür zu sprechen, daß man dabei nicht die Locken so fallen ließ, wie die Natur es mit sich brachte, sondern sich künstlicher Vorrichtungen bediente, welche den regelmäßigen Fall der Locken erleichtern und konservieren sollten. Zwar wenn der „weibische Paris“ mit seinem Horn prunkvoll genannt wird und alte Erklärer dieses „Horn“ als einen hornähnlich gedrehten Zopf oder eine Flechte bezeichnen, so könnte man am Ende derartige Frisuren lediglich durch Anwendung von Pomaden oder andern kosmetischen Mitteln sich hergestellt denken; aber die Stelle (Ilias 17, 52), wo von den goldenen und silbernen Lockenhaltern des Troers Euphorbos die Rede ist, spricht deutlich genug von künstlichen Haareinlagen. Daß diese Tracht des langen, regelmäßig gelockten Haares zunächst längere Zeit im Gebrauch blieb, dafür sind die ältesten Skulpturdenkmäler und Vasenbilder hinreichend Beleg, da wir bei diesen fast durchweg langes, über den Nacken fallendes Haar sehen, welches meist (wie z. B. an den sogenannten Apollostatuen von Thera, Orchomenos und Tenea) in ganz regelmäßig steifen Flechten, die auch wohl horizontale Wellung aufweisen, herabwallt, während kleine, ebenso peinlich genau arrangirte Löckchen die Stirn umrahmen. Was nun die Hilfsmittel anlangt, mittels deren diese Haartracht hervorgebracht wurde, so hat Helbig schon vor mehreren Jahren die Ansicht aufgestellt und sie neuerdings in seinem obenerwähnten Buche (S. 166 ff.) mit neuen Gründen unterstützt, daß die in alten Gräbern an verschiedenen Punkten der alten Welt vorkommenden Spiralen aus Bronze-, Silber- oder Golddraht dazu gedient hätten, die Locken daran zu befestigen. Obgleich indessen zur Unterstützung dieser Hypothese angeführt wird, daß in etruskischen Gräbern diese Spiralen oft neben der Stelle, wo der Kopf der Leiche ruht gefunden werden (und zwar gewöhnlich eine auf jeder Seite), so ist Helbig's Vermutung doch keineswegs über allen Zweifel erhaben; und wenn von anderer Seite (zuletzt von Heydemann) jene Spiralen als Ohrringe gedeutet worden sind, so soll dies sogar ganz neuerdings (Journalnachrichten zufolge) durch

Auffindung eines Terracottakopfes, in dessen Ohren noch die Spiralen befestigt sind, direkte Bestätigung gefunden haben. Außerdem dürfte es schwer sein, Frisuren wie die des Apoll von Tenea z. B. mit Hilfe solcher Spiralen herzustellen. Man wird sich also die Lockenhalter der heroischen und der Folgezeit etwas anders denken müssen; vielleicht war das Silber und Gold, womit der Troer Euphorbos seine Flechten „zusammenschnürte,“ bloßer Gold- und Silberdraht ohne bestimmte Form.

Daß langes Haar auch in der nächstfolgenden Zeit, bis ins fünfte Jahrhundert hinein, von den Männern getragen wurde, das lehren neben verschiedenen Schriftstellen wiederum ganz besonders die Denkmäler; ja wir finden in denselben nicht selten Haar von solcher Länge und Fülle dargestellt, daß es uns geradezu wunderbar erscheinen muß, wie der Haarwuchs des männlichen Geschlechts selbst durch die sorgfältigste Pflege in solchem Maße gefördert werden konnte. Indessen wird es nunmehr seltener frei herabwallend getragen, zum mindesten wird es, ungefähr in der Nackengegend, durch ein Band oder einen Reif eingeschnürt und breitet sich darum erst unterhalb desselben wieder in breiterem Falle über den Rücken aus, oder es wird der Schopf, nachdem er an der einen Stelle eng zusammengeschnürt worden ist, unterhalb mit Schnüren und Bändern umwunden, beziehentlich durchflochten, sodaß er zwar breiter als an der Einschnürungsstelle ist, von einem freien Fall aber keine Rede mehr sein kann, wie das athenische Grabrelief eines den Diskus auf der Schulter tragenden Epheben dies zeigt. Anderer Art wiederum ist dann diejenige Haartracht, bei welcher der Haarschopf in der Weise zusammengebunden wird, daß er einem breiten und ziemlich dicken Bande gleicht, diese Haarlage wird ein kleines Stück des Nackens hinabgeführt, dann wieder nach oben aufgenommen und dort mit dem andern aufs neue durch ein Band zusammengebunden, sodaß der letzte Rest des Schopfes über dieses Band hinwegfällt. Diese Haartracht finden wir z. B. an dem archaischen Bronzekopf des Zeus aus Olympia, auf dem Relief des (fälschlich) sogenannten Theseus von der Akropolis u. ö.; sie ist auch bei gleichem Prinzip nicht überall die gleiche, indem der angebundene Haarschopf bald ziemlich tief im Nacken liegt, bald von diesem wieder in die Höhe bis zum Hinterkopfe hinaufgeht.

Das häufigste aber ist, daß auch die Männer sich ihr langes Haar in Zöpfe flechten; und zwar kommen dabei verschiedene Verfahrensweisen zur Anwendung, über welche Th. Schreiber in den „Mitteilungen des deutschen archäologischen Instituts in Athen“ Bd. VIII (1883), S. 246 ff. eingehend gehandelt hat. Gemeinschaftlich ist den verschiedenen Arten dieser Mode, daß die Zöpfe um den Kopf gelegt werden; bei der einen Art aber gehen zwei Flechten von der Mitte des Nackens nach entgegengesetzten Punkten auseinander und legen sich wie Binden um den Kopf, bei der andern geht hinter jedem Ohre ein Zopf aus, welcher rückwärts um den Nacken geschlungen wird, dort

Grenzboten I. 1885.

sich mit dem andern kreuzt und dann wiederum nach vorn geführt über der Mitte der Stirn mit dem andern zusammengeknötet ist. Im einzelnen ergeben sich dann noch manche weiteren Unterschiede: entweder legt sich der Zopf bez. Doppelzopf über das vom Scheitel nach der Stirn herabgestrichene Haar wie eine Tanie und hält dasselbe fest; oder das Scheitel- und Stirnhaar ist über die vorn zusammengebundenen Zopf-Enden darübergelegt. Dazu treten dann nicht selten noch andre Zöpfe, welche hinter den Ohren vorkommend in regelmäßiger Anordnung vorn über die Schultern fallen und oft noch bis zur Brust reichen. Das Stirnhaar ist meist nicht minder sorgfältig behandelt; auch bei dieser Haartracht sind die ganz regelmäßig gelegten Stirnlöckchen, in einer oder in mehreren Reihen angeordnet, sehr gewöhnlich.

Das sind die wesentlichsten archaischen Haartrachten, soweit wir sie auf den Denkmälern finden; doch ist damit noch keineswegs die Menge der Variationen, welche sich beobachten lassen, erschöpft. Gegenüber dieser reichen Mannichfaltigkeit berichten uns die Schriftsteller namentlich von einer altertümlichen Haartracht. In jener schon oben angeführten Stelle des Thukydides, welche uns von den langen Chitonen berichtet, welche früher die Athener trugen, wird zugleich erzählt, man habe gleichzeitig mit jener altväterischen Kleidung auch die altertümliche Haaranordnung verlassen, bei welcher man das Haar in den sogenannten „Krobylos“ aufband und goldene „Cikaden“ hineinsteckte. Über diesen, auch von andern Schriftstellern erwähnten „Krobylos“, der identisch zu sein scheint mit der anderwärts sich findenden Bezeichnung „Korymbos“, sowie über die goldenen Cikaden sind nun die verschiedenartigsten Ansichten aufgestellt worden. Bald hielt man den im Nacken oder Scheitel kunstlos zusammengefaßten und aufgebundenen Haarknoten, der auch später noch bei Frauen und Kindern, sowie in Apollofiguren sehr häufig ist, für den Krobylos; bald meinte man, wie Conze, in jener oben beschriebenen Art, den bandartig gefügten Haarschopf in eigentümlicher Weise am Hinterkopfe aufzubinden, den attischen Krobylos zu erkennen, wobei dann eine dafür zur Verwendung kommende Nadel die Bezeichnung Cikade geführt habe; bald glaubte man in den Cikaden einfache Fibeln zur Befestigung der Haare zu erkennen. Helbig a. a. O. ist der Ansicht, daß jene von ihm als Lockenhalter erklärten Spiralen auch später noch zur Verwendung gekommen und wegen einer gewissen (aber doch gar fernliegenden) Ähnlichkeit mit dem eingesunkenen Leibe der Cikaden benannt worden seien; Schreiber endlich hält den oben besprochenen, wesentlich auf attischen Denkmälern vorkommenden Doppelzopf, welcher von den Ohren ausgehend vorn durch eine Cikaden-Nadel befestigt worden sei, für den Krobylos oder Korymbos. Von allen diesen Hypothesen über die Cikaden zeichnet sich keine einzige vor den andern durch größere Wahrscheinlichkeit aus. Denn wir finden eben ganz verschiedenartige Haartrachten in alter Zeit offenbar gleichzeitig nebeneinander im Gebrauch, sodaß ein Anhaltspunkt dafür, daß die eine oder die andre gerade der Krobylos

sei, fehlt; andererseits ist für die Cikaden bisher noch keine plausible Erklärung gefunden, und alle diejenigen Erklärer, welche dieselben als Nadeln, Fibeln u. s. w. auffassen, müssen zugestehen, daß gerade bei der altertümlichen Haartracht der Männer, trotz aller Künstlichkeit derselben, Nadeln oder dergleichen sich auf den Denkmälern nicht nachweisen lassen; und ebensowenig hat man bisher Nadeln gefunden, welche, wie man bisweilen auch zur Erklärung angenommen hat, als Spitze oder Kopf eine Cikade zeigen oder durch ihre Form die eigentümliche Benennung gerechtfertigt erscheinen ließen. Der in altertümlicher Weise frisirte Kopf des Apollo vom Westgiebel in Olympia zeigt allerdings Bohrlöcher, welche auf Befestigung bronzenen Zierrats im Schopfe deuten; wie aber derselbe ausgesehen haben mag, können wir nicht wissen. Immerhin darf Schreiber für seine Deutung des Krobylos sich darauf berufen, daß sie am meisten mit der von den Alten gegebenen Erklärung in ihrer besten Version (denn die spätere Zeit hatte natürlich vom Krobylos auch keine lebendige Kunde mehr und benutzte ältere Quellen) übereinstimmt.

Alle diese mannichfaltigen archaischen Haartrachten, bei denen sich eine chronologische Reihenfolge schwerlich wird herstellen lassen, verschwinden nun aber — und so finden wir auch hier wieder den Beweis für den auf sämtlichen Gebieten des Lebens hervortretenden Schönheitsfimmel der klassischen Epoche — in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Anspielungen bei Aristophanes zeigen uns, daß damals nur noch altfränkische Leute, die vermutlich auch noch im langen Chiton einhergingen, von der Cikadentracht Gebrauch machten; auf den Denkmälern der Skulptur fehlen sie so gut wie ganz und gar, und wenn die Vasenmaler sie länger beibehalten, so hängt das damit zusammen, daß die Malerei überhaupt länger an den alten Formen und Moden festhält als die Plastik, wie sie ja auch stilistisch sich erst später frei entwickelt. Von jener Zeit an verschwindet das lange, wallende Haar der Männer ebenso wie der Zopf; ganz kurzgeschnittene Haare tragen zwar nur Epheben und Athleten, aber auch das Haar der Männer ist mit der Schere gekürzt und erhält seinen schönsten Schmuck durch die Natur selbst, welche ja gerade dem Haar der südlichen wie der orientalischen Völker die Gabe, sich anmutig zu kräuseln, verliehen hat. Die Porträtköpfe aus jener und der folgenden Zeit zeigen uns in der schönsten Form einen einfach gelockten, reichen und doch nicht zu üppigen, geschmeidigen Haarwuchs. So scheint es in den nächsten Jahrhunderten im wesentlichen geblieben zu sein; wenigstens finden wir in den Denkmälern nirgends mehr eine Spur, daß künstliche Frisuren, wie sie die alte Zeit liebte, je wieder bei den Männern Mode geworden seien. Wie die Zeit der Allongeperücken, des Puders, des Zopfes für uns auf alle Zeiten vorbei ist, so lehrte auch die alte Welt, nachdem sie einmal die Schönheit des natürlichen Haarwuchses erkannt hatte, nie mehr zu der steifen und jedenfalls sehr mühsam herzustellenden Haartracht der Vergangenheit zurück. Damit soll nicht gesagt sein, daß man nicht

auch noch Abwechslung in der Art, sein Haar zu tragen und vom Friseur sich stutzen zu lassen, gekannt hätte: es werden uns eine ganze Anzahl Namen solcher Haarschnitte genannt: „der Garten“ hieß der eine, „der Nachen“ ein anderer; aber wir wissen nicht, wie die beschaffen waren, weil die Denkmäler uns keinen Aufschluß darüber geben. Höchst wahrscheinlich waren es auch wesentlich nur Stutzer, welche auf dergleichen Dinge Wert legten.

Einen ähnlichen Wechsel der Mode hat auch die Barttracht im griechischen Altertume durchgemacht. Die homerischen Gedichte geben uns hierüber allerdings keinen direkten Aufschluß; wohl aber, wie Helbig nachgewiesen hat, einen indirekten Fingerzeig. Bei Homer wird in einem allbekannten Gleichnis das Schermesser erwähnt. Da nun die Achäer lange Haare trugen und jedenfalls nicht glatt rasirt zu denken sind, so fragt es sich, wozu sie denn eigentlich sich des Schermessers bedienten. Hier hat denn Helbig durch den Hinweis auf Analogien in ägyptischer und phönizischer Sitte, die ja auf die ältere hellenische Kultur von bedeutendem Einflusse gewesen ist, sowie durch Heranziehung altgriechischer Denkmäler es durchaus wahrscheinlich zu machen gewußt, daß die Sonier der homerischen Epoche, ebenso wie in alter Zeit auch die Dorer es thaten, sich die Oberlippe rasirten. Freilich wäre dieser Periode noch eine ältere vorausgegangen, welche diesen Brauch nicht kannte: denn die in mykenischen Gräbern gefundenen Goldmasken zeigen Schnurrbärte, und zwar ist derselbe an den besterhaltenen Exemplaren so behandelt, daß der Gebrauch einer haarstehenden Pomade, sowie ein künstliches Beschneiden des Schnurrbartes angenommen werden muß.

Die Denkmäler lehren uns weiter, daß die Sitte, sich die Oberlippe zu rasiren, auch noch ziemlich weit in die folgenden Jahrhunderte hinein sich erhalten hat; doch ist sie nicht die ausschließlich herrschende, es kommt daneben auch voller Backen-, Kinn- und Schnurrbart vor. Daß man in jener Zeit, wo man für das Kopfhaar die künstlichen Frisuren erfand, auch der Pflege des Bartes große Sorgfalt widmete, ist selbstverständlich; nicht nur, daß man ihn regelmäßig, und zwar meist in spitzer Keilform, verschnitt, man schnitt auch an einzelnen Partien, namentlich zwischen Unterlippe und Kinn, das Barthaar kurz, sodas eine so behandelte Stelle sich wesentlich von dem Gelock des übrigen Bartes abhob; man kräuselte den Schnurrbart und drehte ihn in Bogen nach oben; ja wenn man den archaischen Denkmälern auch darin Glauben beimessen darf, so möchte man vermuten, daß sogar das Brenneisen nicht selten zur künstlichen Lockenordnung des Bartes hat dienen müssen. Eine ganz freie, allen Zwanges ledige und dabei doch maßvolle Barttracht tritt erst gleichzeitig mit der entsprechenden Behandlung des Kopfhaares in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts auf. Von da überließ man den Bart zwar nicht ganz seinem natürlichen Wachstum, verschnitt ihn vielmehr in einer dem Oval des Gesichtes entsprechenden Form, anstatt der früher allgemeinen Keilform; wohl aber ver-

zichtete man auf alle künstlichen Hilfsmittel, wie Pomaden, zierlichen Lockenfall und dergleichen. Der Porträttypus des Perikles oder des Sophokles zeigt uns das schönste Beispiel einfacher und dabei edel großartiger Barttracht, während der Idealkopf des Zeus von Osticoli mit seinem künstlich geteilten Kinnbart trotz aller Großartigkeit der Behandlung doch bereits wieder von der klassischen Einfachheit der Epoche des Phidias sich entfernt.

Seit Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern kommt bekanntlich das Rasiren des ganzen Gesichtes auf. Die Porträtbildungen lehren uns, daß namentlich bei älteren Männern, welche früher allgemein den Bart stehen zu lassen pflegten, es jetzt fast ausnahmslose Regel ist, sich den ganzen Bart abzunehmen; Aristoteles, Menander, Posidipp u. a. zeigen glattrasirte Gesichter. Jünglinge und Männer im besten Alter freilich lassen auch in der Diadochenzeit den Bart stehen; ältere Männer und Greise aber nur, wenn sie durch einen möglichst langen und struppigen Bart sich als Anhänger der kynischen Sekte bezeichnen wollten, denn der lange Bart blieb noch bis weit in die Kaiserzeit hinein das Kennzeichen des Philosophen.

Kürzer können wir uns fassen hinsichtlich der Haartracht der Frauen. In welcher Weise in der homerischen Zeit das mit wohlriechenden Ölen und Pomaden, wovon ja die heroische Zeit einen so reichlichen Gebrauch machte, behandelte Frauenhaar aufgebunden und angeordnet wurde, wissen wir nicht. Als Kopftracht wird namentlich eine Haube hervorgehoben und eine irgendwie damit in Verbindung stehende geflochtene oder gedrehte Binde erwähnt; Helbig (a. a. D., S. 157 ff.) glaubt die gleiche Tracht in der Kopfbedeckung von Frauen in altetruskischen Grabgemälden wiederzufinden, bei der man eine hohe, trichterartige Haube und eine darüber gelegte Zeugbinde unterscheidet. Mag er nun damit Recht haben oder nicht, auf jeden Fall ist die ganze Haaranordnung, wie sie uns Homer bei der Andromache beschreibt, durchaus orientalisches. Für die Folgezeit sind in Ermanglung einschlägiger Schriftquellen wiederum die Denkmäler unsre besten Führer. Sie zeigen uns, daß, wenn man absteht von Kopfsputz und Schmuck, die Haartracht der Männer wie die der Frauen in der ältern Zeit wesentlich die gleiche war. Wir finden das lange, entweder frei aufgelöste oder in einzelnen Flechten auf den Rücken herabfallende Haar mit auf die Schultern fallenden Locken und den die Stirn umrahmenden kleinen Böckchen; wir finden den im Nacken aufgebundenen Schopf, ferner die oben besprochene Tracht des handartig gelegten und mehrfach zusammengebundenen Haares (z. B. an dem Relief der wagenbesteigenden Frau und am Harpyiendenkmal von Xanthos); wir treffen auch jenes Arrangement der mehrfach um den Kopf gelegten Doppelzöpfe, in welchem Schreiber den Krobylos erkennen will. Letztere Tracht findet sich sogar noch an den lieblichen Karyatiden des Erechtheions, doch vielleicht nur als Reminiscenz alten Brauches, da ein Festhalten am Atertümlichen gerade bei diesen, hier gleichsam im Dienste der Göttin

stehenden Frauengestalten begreiflich ist; sonst gehen alle diese Haartrachten bei der Frauenwelt offenbar ebensowenig wie bei den Männern über das letzte Viertel des fünften Jahrhunderts hinaus. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts muß eine Zeitlang die Mode der bunten, den größten Teil des Haares bedeckenden Kopftücher sehr stark herrschend gewesen sein; so malte Polygnot seine Frauen, und diese Tracht finden wir auch in den Giebelfeldern von Olympia wieder und an einigen der Frauengestalten im Ostfries des Parthenon. Zu der gleichen Zeit aber, da die Männer sich von jenen steifen Frisuren zu emanzipiren und ihr Haar kunstlos zu tragen beginnen, wird auch bei den Frauen eine einfach edle Haartracht immer allgemeiner: das Haar ist meist in der Mitte gescheitelt, fällt sanft gewellt rechts und links herab und wallt hinten entweder frei über den Rücken oder wird am Hinterkopf in einen kunstlosen Knoten zusammengebunden. Letztere Tracht, die man heute noch als „griechischen Knoten“ zu bezeichnen pflegt, bleibt die schönste auch für die Folgezeit, mag nun der Knoten tief unten im Nacken oder etwas höher oder direkt am Hinterkopf angebracht sein. Im übrigen aber ist die Mannichfaltigkeit, welche nunmehr in der Haartracht der Frauen eintritt und welche näher zu verfolgen außer den Vasenbildern namentlich die Terracotten Gelegenheit geben, ganz außerordentlich groß. Es ist aber nicht unsre Aufgabe, hier die verschiedenen Arten der Kopftücher und Netze, Schleier und Binden, Stirnreifen und Diademe, Nadeln und sonstige Schmucksachen, welche in das Haar gesteckt oder geflochten wurden, aufzuzählen oder all die zahlreichen Frisuren, welche wir im vierten und dritten Jahrhundert finden, zu beschreiben. Es hat das für uns hier keine Bedeutung, da wir nicht beurteilen können, ob in diesen verschiedenen Frisuren wirklich eine von der Mode hervorgerufene chronologische Reihenfolge stattfand, oder ob — was allerdings das Wahrscheinlichere ist — hier lediglich das Belieben und der Geschmack jeder einzelnen Frau in Betracht kam und die Mode darin keine Gesetze mehr vorschrieb. Bestimmte, eine Zeitlang herrschende und dann wieder verschwindende Moden in der Haartracht der Frauen vermögen wir erst in der römischen Kaiserzeit wieder nachzuweisen.

Wir schließen hiermit unsre Betrachtungen über die Mode im griechischen Altertum, als deren Resultat wir hier mit wenigen Worten folgendes hinstellen können. In der uns erkennbaren ältesten Periode der sogenannten heroischen Zeit herrscht in Kleidung und sonstiger Tracht der orientalische Einfluß noch sehr beträchtlich vor. Indem derselbe dann in der Folgezeit allmählich verschwindet, finden wir auf dem Gebiete der Kleidung wie der Haartracht ein Suchen nach neuen Formen, das mancherlei Moden und ziemlich schnellen Wechsel derselben zur Folge hat und bei dem auch allerlei Häßliches und Unnatürliches zu tage tritt, während über dem Streben nach Zierlichkeit die Anmut größtenteils verloren geht. Die Periode des Perikles ist es erst, in der wir die Griechen auch auf diesem Gebiete zur vollen Freiheit und zur Erkenntnis der höchsten Schönheit gelangen sehen.